

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335980](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335980)

Die Regimentskameraden

Von Paul Erich Schütterle

Drückende Schwüle lag über einem Dorf im schönen Badnerland, als ein einzelner Wanderer die menschenleere, mittagheiße Dorfstraße entlang schritt. Prüfenden Auges musterte er die bunten Wirtshausschilder und als sein suchender Blick auf das prangende Schild des „Röfle“ fiel, glitt ein spitzbübisches Lächeln über sein gebräuntes, durch die Hitze leicht gerötetes Antlitz. Bedächtig erstieg er die hohe, blankgeschweuerte Treppe des Gasthauses, und laut erklangen die Tritte seiner schweren Schuhe im fliesenbelegten Hausgang.

Der Röflewirt erstaunte, als er zu solch ungewohnter Stunde einen Gast kommen hörte, ließ sich durch sein Erstaunen jedoch nicht hindern, dem eintretenden Gaste eine gelangweilte Alltagsmiene zu zeigen, wie es sich der Würde eines reichen Dorfwirts gezieme.

Nach der förmlichen Begrüßung folgten die üblichen Redensarten über das Wetter. „Heiß, heiß heute,“ stellte der Wirt fest. Der Gast bestätigte dies mit einem seufzenden „ja, ja“ und bestellte gleich einen Schoppen Klingelberger. Dem Wirt machte es Eindruck, daß gleich ein halber Liter bestellt wurde, er ließ sich aber nichts anmerken, beeilte sich nur, mit eifriger Dienstwilligkeit in den Keller zu steigen, um dem Gast das Gewünschte zu holen.

„Zum Wohl,“ sagte er freundlich, nachdem er das niedrige Glas vollgeschenkt hatte, und

sah dann lächelnd zu, wie der durstige Gast mit kleinen genüsslichen Zügen den kellerfrischen Wein trank. „Nicht übel,“ lobte der Trinker zufrieden und schenkte sich gleich von neuem ein.

Währenddessen war noch ein Gast eingetreten, der sich aber um den bereits Darsitzenden nicht groß kümmerte, sondern sich in die hinterste Ecke setzte und ein Viertel bestellte. Eine Weile saßen die beiden jeder für sich sinnend und trinkend da, bis plötzlich der zuletzt eingetretene Gast angelegentlich zu seinem Gegenüber sah, scharf zu überlegen schien, dann aufstand und, indem er zu ihm hinging, freudig bewegt fragte: „Schorsch, bist du's oder bist du's nicht?“ Der Angeredete schaute etwas verblüfft auf, sein Gesicht war prüfend und fragend, bis er auf einmal in die Worte ausbrach: „Herrgott, du bist's, Jesses, Jesses, der Fritz ist's!“ Und schon schüttelten sich die beiden herzlich die Hände!

Jetzt aber wurde der Wirt, der den Vorgang genau beobachtet hatte, neugierig. Er zwängte sich hinter seinem Schenktisch hervor, trat langsam und gewichtig zu seinen Gästen und fragte teilnehmend: „Na, was ist denn los?“ Er mußte nochmals fragen, ehe er Antwort erhielt. He, sie seien doch alte Regimentskameraden, der Fritz und er, und hätten sich seit dem Kriege nicht mehr gesehen. Aber jetzt sollte das Wiedersehen nicht so ohne weiteres abgehen! „Bringen Sie gleich mal einen Liter,“ befahl der eine, und blisschnell kaufte der Wirt in den

Im Käffselwettbewerb 1935

wurden mit Hauptpreisen bedacht:

1. Preis (1 Fahrrad): Gerhard Schneider, Wöflingen (Amt Bretten);
2. Preis (1 Volksempfänger): Albin Bärthel, Reichenau i. Bodensee;
3. Preis (1 Pflug): Otto Reichert, Buch a. Horn (Post Lauda);
4. Preis (1 Dezimalwaage): Wilhelm Schleith, Steinen i. B.;
5. Preis (1 Egge): Erna Schmidt, Langensteinbach (Amt Ettlingen).

45 weitere Läufer erhielten Trostpreise.

Keller, beglückwünschte sich selbst mit lauten Worten zu solchen Gästen, fauste dann blitzschnell wieder hinauf, um ja nichts von der Unterhaltung zu veräumen.

Die Regimentskameraden sahen bereits an einem Tisch und erzählten sich gemeinsam erlebte Episoden aus ihrer Militärzeit. Der Wirt setzte sich wunderfösig hinzu, horchte gespannt auf die Erzählungen, lachte kräftig mit, wenn es etwas zu lachen gab und schalt noch kräftiger mit, wenn es etwas zu schelten gab. So wurde es fünf Uhr, der vierte, fünfte Liter war getrunken, als die Gäste etwas zum Essen verlangten. „Das trifft sich gut,“ versicherte der Wirt geschäftsfelig, „wir haben erst gemest“, und er zählte verschiedene ländliche Leckerbissen auf, daß den beiden das Wasser im Munde zusammenlief. „Nur her damit!“ riefen sie wie aus einem Munde, „gell, du, uns kommt es heute aufs Geld nicht an. Nur her damit!“

Beglückt begab sich der Wirt in die Küche, alarmierte Frau und Magd, und bald durchzogen appetitliche Dämpfe das Haus. Die Kriegskameraden ließen es sich aber auch schmecken, man hätte nicht glauben sollen, was die zwei alles hinunterbrachten. Immer wieder mußte aufgetischt werden, der Wirt schmunzelte immer offensichtlicher über den guten Tag. Endlich konnten sie doch nichts mehr essen, und zur besseren Verdauung wurde mit Wein kräftig nachgespült. So sahen sie noch einige Stunden vergnügt beisammen, als sie endlich gegen Abend vom Fortgehen redeten und bezahlen wollten. Der Wirt stellte die Rechnung auf, es war eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe.

Der Schorsch holte die Briefftasche hervor, schlug sie langsam auseinander, wobei man mit schnellem Blick einige Scheine erspähen konnte und wollte für alles bezahlen. Der Fritz jedoch wehrte sich: Er wolle bezahlen! So ging die Streiterei eine Zeitlang hin und her.

Dem Wirt kam das Streiten lächerlich vor, und er hätte an sich nichts dagegen gehabt, wenn beide bezahlt hätten, da nun einmal jeder bezahlen wollte. Er versuchte, wohlwollend zu beschwichtigen, doch vergebens, ja die Streiterei wurde immer erregter. Jeder wollte bezahlen, keiner wollte nachgeben.

Da machte der Schorsch einen Vorschlag. „Also, wir machen jest einen Wettlauf, und der, der den Ersten holt, der darf bezahlen.“ Doch der Fritz wollte nicht. Er sagte, daß der Schorsch immer der beste Läufer gewesen sei und diesen

Vorschlag aus lauter Hinterlist gemacht habe. Auf Zureden des Wirtes ließ er sich nach langem Drängen trotzdem zu dem Wettlauf bestimmen.

Draußen wurde ausgemacht, daß der Lauf bis zum Kirchhof gehen sollte, den man am Ende der Dorfstraße gerade noch sehen konnte, und dann wieder zurück zum Wirtshaus. Wer zuerst ankäme, dürfte die Zeche bezahlen, der andere aber dürfte zum Abschied noch einen Liter spenden. Vergnügt gab der Wirt, der sich über die Dummheit der Leute eins lachte, das Startzeichen und folgte mit den Augen den Läufern, die langsam und unbeholfen dem Gottesacker zuliefen. Jest waren sie am Kirchhof angelangt, jest mußten sie umkehren, aber — was war denn das? — sie kehrten nicht um, sondern verschwanden schleunigst um die Ecke. Der Wirt dachte zuerst, daß die Läufer in der Hitze des Gefechtes das Ziel übersprungen hätten, als aber fünf, ja zehn Minuten vergingen, ohne daß jemand sich zeigte, dämmerte es ihm langsam, daß die beiden gelaufen waren, um nie wiederzukommen! Schon wollte er Krach schlagen, aber er überlegte sich, daß man die Spiszbuben doch nicht mehr bekommen konnte, und er zum Schaden noch den Spott



... sie kehrten nicht um

des ganzen Dorfes auf sich laden würde. So fraß er wohl oder übel den Ärger in sich hinein, doch jedesmal, wenn er das Wort Wettlauf hörte oder nur las, zuckte es ihm im Gesicht und in den Fäusten!

Die Gummischuhe

Von Fritz Lindner

Der Einjährige Fritz Hellwig hatte lange schon, bevor er seiner Dienstpflicht bei der reitenden Artillerie genügt, immer einen großen Wert auf gute Kleidung gelegt. Als er nun gar die Zivilkluft mit der zweifarbigen, militärischen vertauschte und stolz den schwarzen Kragen trug, wurde er erst recht das Beispiel eines schneidigen Soldaten, ohne deshalb in Übertreibungen zu verfallen. Natürlich muß hier bemerkt werden, daß er eben in der Wahl seiner Eltern sehr vorsichtig gewesen war. Heute hatte nun der junge Vaterlandsverteidiger, der im Zivilberuf Dr. beider Rechte und Assessor am Landgericht war, zum erstenmal, seit er Soldat war, Urlaub eingereicht, um einer Einladung zu einer Tasse Tee seitens seines früheren Vorstandes, des Landgerichtspräsidenten Billmann, nachkommen zu können.

Es herrschte an diesem Abend ein abscheuliches Wetter, und der Herr Präsident, der glückliche Vater einer reizenden Tochter, in die der Einjährige bis über die Ohren verschossen war, wohnte ganz am Ende des vornehmen Villenviertels im Westen. Es war bis dahin von der Haltestelle der Straßenbahn noch ein beträchtliches Stück Weg, auf dem die beim Kommiß ja streng verbotenen Lackstiefel, die der elegante Krieger trotzdem angezogen hatte, sehr schmutzig werden konnten. Der Herr Doktor hatte deshalb über sie die ebenfalls gegen alle militärischen Bekleidungsvorschriften verstößenden Gummischuhe aus seinem Zivildasein gestülpt.

In seinem jugendlichen Übermut schwebte ihm nämlich die sehr irriige Meinung vor, daß ihm bei diesem Sudelwetter auf dem kurzen Weg von seiner Bude bis zur Straßenbahn kein Vorgesetzter begegnen werde, noch weniger da draußen am äußersten Westend. Aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man des Wetters wegen einen alten Regenmantel und die schäblichsten Kleider anzieht, und kaum ist man dann einige Schritte vom Hause weg, scheint die Sonne wieder lustig. Oder man schiebt der Hitze wegen im Sporthemd los und auf einmal regnet es Platz und hagelt Taubeneier.

Also erging es dem Einjährigen Fritz Hellwig. Kaum war er einige Schritte vom Haus weg, erheiterte sich der Himmel und eine sehr scharfe Kommandostimme schnauzte ihn von hinten unheilverkündend an: „Sie, Einjähriger, halten Sie mal!“ Er drehte sich mit einer forschen Wendung herum. Nahm den Schleppsäbel

hoch, schlug die Haken zusammen, wie sich das gehört, wenn ein höherer Vorgesetzter einem gewöhnlichen Militärsoldaten begegnet. Denn der Offizier, der ihn da so ingrimmig jetzt anhauchte: „Verdammt schlechtes Wetter heute, nicht wahr?“, war sein Divisionsgeneral, wie er jetzt mit Schrecken bemerkte. Er erwiderte daher nur militärisch knapp: „Zu Befehl, Erzellenz!“ Anentwegt räsonierte die Erzellenz weiter: „Der Teibel ja, ein wahres Schweinewetter.“ Wiederum mußte der Einjährige dem hohen Herrn mit dem breiten roten Kragen recht geben: „Zu Befehl, Erzellenz!“ Der General hatte die ersten Worte zwar finstern grollend, aber immerhin mit gedämpfter Stimme gesprochen, jetzt steigerte er die Kraft seines Organs und donnerte den Soldaten, der wie Lots Weib erstarrt vor ihm stand, an, als ob er seiner ganzen Division eine vernichtende Kritik unter die verschiedenen Nasen reiben würde: „Und wenn es Schilderhäuser und Wachtposten zusammenhagelt, haben Sie noch lange kein Recht, die nun einmal bestehenden militärischen Vorschriften mit Gummischuben und Lackstiebeln zu übertreten. Verstanden?“

Diesmal blieb der Einjährige Hellwig seinem Vorgesetzten die auf diesen Anpuff gehörige Antwort: „Zu Befehl, Erzellenz!“, schuldig. Denn auf einmal mußte er an die unwiderruflichen Folgen dieser mehr als unangenehmen Begegnung denken, und es erschien ihm sonnenklar, daß er weder heute seine Angebetete als Tischnachbarin bei einem ausgezeichneten Abendessen neben sich sitzen haben werde, noch daß er sie in einem darauf sich anschließenden Tänzchen in seinen Armen wiegen könnte. Im Gegenteil sah er sich schon in einem düsteren Kerkerloch, wie der Troubadour im Theater.

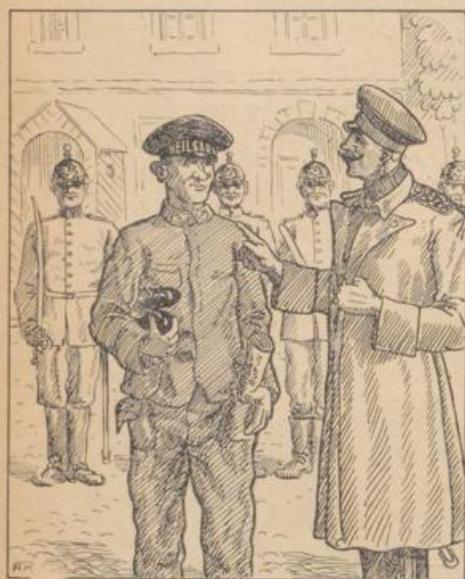
Aus diesen tiefsinnigen Gedanken schreckte ihn ein scharfer Befehl seiner Erzellenz auf; der ihn wiederum anhauchte: „Ziehen Sie mal die Gummischuhe und die Lackstiebeln aus.“ Ja so, er hatte nicht an das schlechte Wetter gedacht und kommandierte noch einmal, sich selbst verbessernd: „Ziehen Sie nur die Gummischuhe aus und gehen Sie mir in zehn Schritt Abstand damit voraus.“

Da gab es nun keinen Widerspruch. Befehl ist Befehl. Also handelte der Einjährige Hellwig danach. Er zog die Gummischuhe so langsam wie möglich aus. Er hoffte immer noch, daß ein glücklicher Zufall von irgendeiner Seite her ihm zu Hilfe käme. Aber das war eine

trägerische Hoffnung. So nahm er sie denn in die Hände, je einen links und einen rechts und trug sie vor sich her, bis er nach kurzer Zeit auf den kommandierenden General stieß, der wie ein Habicht auf ihn loschoß. „Menschenkind“, hauchte der ihn an, „wir haben doch keinen Karneval. Warum tragen Sie denn die Gummischuhe wie eine Platte kalten Aufschnitt vor sich her?“ Der Einjährige mußte seinen Verstoß gegen die Kommissvorschriften diesem hohen Herrn eingestehen und ihm zu gleicher Zeit erklären, daß er die Gummischuhe nur auf höheren Befehl in den Händen trage. Vorher hätte er sie an den Füßen gehabt. Diese Erzellenz befahl ihm zu warten, bis der Herr Divisionskommandeur käme, was gar nicht lange dauerte. Nach einer kurzen Aussprache mit diesem kommandierte der Führer des Armeekorps, daß er zehn Schritt hinter seiner Erzellenz zu marschieren habe und die beiden Gummischuhe in einer Hand tragen solle.

Also tat der Einjährige wiederum, was man ihm höhererwärts befohlen hatte und wandelte in immer größeren Abstand von den beiden Erzellenzen, die sich jetzt in eine rege Unterhaltung vertieften.

Ein Soldat der Heilsarmee kam zufällig des Weges und fragte den Soldaten teilnahmsvoll,



„Was sind Sie denn für ein sonderbarer Heeresangehöriger?“

warum er denn bei dem schlechten Wetter die Schuhe in der Hand trage. Der erzählte ihm, daß seine Erzellenz da vorne rechts ihm ein gutes

Trinkgeld versprochen hätte, wenn er ihm die Schuhe in seine Wohnung bringe. Er hätte leider dem Befehl gehorchen müssen, obwohl er sich eigentlich mit seiner Braut, die er jetzt natürlich verfehlt, verabredet hätte. Er gäbe ihm gern noch etwas dazu, wenn er die Schuhe in die Wohnung des Generals verbringe.

Das ließ sich der Soldat des Himmels nicht zweimal sagen. Er nahm die zwei Mark, die ihm der Einjährige für diesen Gang überreichte und folgte treuherzig und gottergeben dem General in Erwartung eines weiteren, bei einem General natürlich noch reichlicheren Trinkgeldes, während der Einjährige sich die erste entgegenkommende Droschke nahm und in das Westend noch gerade rechtzeitig fuhr.

Der General suchte aber nach Verabschiedung vom Kommandierenden nicht seine Wohnung, sondern die nächste Kaserne auf, wo der Posten „Raus“ rief und die ganze Wache aus ihrer Stube herausstürzte und antrat. Auch der Soldat der Heilsarmee stand still und wartete bescheiden, bis jemand ihm die Schuhe abnahm und ihm ein weiteres Trinkgeld zukommen ließe. Aber statt dessen kam der General mit einem Gesicht, als wollte er ihn auffressen, auf das Männlein mit den Gummischuhen zu, hinter sich einen Unteroffizier und zwei Mann, die ihn in den Arrest abführen sollten. Als aber Erzellenz die komische Uniform sah, fiel er beinahe aus den Wolken.

Wütend über den ihm gespielten Streich donnerte er den armen, völlig unschuldigen Kerl an: „Menschenkind, ich habe doch einen Artilleristen gestellt, wo kommen Sie denn auf einmal her? Was sind Sie denn für ein sonderbarer Heeresangehöriger?“ Worauf der Gefragte salbungsvoll erwiderte: „Ich bin ein Major der Heilsarmee. Ein Soldat des Himmels.“

Da mußte der General hell auflachen. Selbst die Wache vergaß das Stillstehen und feigte wiedernd mit. Erzellenz wurden darauf schon etwas gemüthlicher und meinte gutgelaunt: „Da haben Sie aber einen weiten Weg in die Kaserne, Herr Major! Hier nehmen Sie den Taler für den ausgestandenen Schrecken.“ Der Mann nahm freudestrahlend dankend das blanke Geldstück und verschwand schleunigst.

Abends erzählte der General die Geschichte von dem himmlischen Major im Kasino und erregte stürmische Heiterkeit damit. Und da er so viele dankbare Zuhörer gefunden hatte, forschte er nicht weiter nach dem Einjährigen. Denn es soll auch hohe Militärs geben, die Sinn für Humor und einen fecken Streich haben.

Empfehlenswerte Bücher

über das Bauerntum, Volkstum und das deutsche Schicksal

Zusammengestellt vom Reichsnährstand, Abt. I B

- Adolf Hitler, Mein Kampf.** Eber-Verlag, München
- Bruger, E. Th., Bauerntum, Charakter, Geschichte und Politische Aufgabe. Zentralverlag, Berlin.
- Clauß, L. F., Rasse und Seele. J. F. Lehmann, München.
- Darré, R. W., Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. J. F. Lehmann, München.
- Neuadel aus Blut und Boden. J. F. Lehmann, München.
- Das Schwein als Kriterium der nordischen Rasse. J. F. Lehmann, München.
- Walthar Rathenau und das Problem des nordischen Menschen. J. F. Lehmann, München.
- Unser Weg. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.
- Odal. Monatschrift für Blut und Boden. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.
- Erbt, Dr. W., Weltgeschichte auf rassistischer Grundlage. Armanen-Verlag, Leipzig.
- Frank, W., Zur Geschichte des Nationalsozialismus. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
- Franz, G., Der Bauernkrieg. R. Oldenbourg, München.
- Gauch, Dr. H., Die germanische Odal- und Allodverfassung. Blut und Boden-Verlag, Berlin.
- Günther, Dr. H. F. R., Rassenkunde des deutschen Volkes. J. F. Lehmann, München.
- Die Verstädterung. J. F. Lehmann, München.
- Häusler, A., Germanentum. C. Winter, Heidelberg.
- Hofmeister, H., Germanenkunde und nationale Bildung. Appelhaus & Co., Braunschweig.
- Kadner, S., Deutsche Vorzeit. F. Hirth, Breslau.
- Knapp, G. Fr., Die Bauernbefreiung. Humboldt-Verlag, München und Berlin.
- Kropp, A. und Hillen-Ziegfeld, H., Vom Werden des deutschen Volkes. E. Runge, Berlin-Tempelhof.
- Kummer, B., Midgards Untergang. Klaus, Leipzig.
- Leers, Dr. J. v., Geschichte auf rassistischer Grundlage. Reclam, Leipzig.
- Löns, H., Für Sippe und Sitte. Sponholz, Hannover.
- Der Wehrwolf. Sponholz, Hannover.
- Megner, E., Die deutschen Vornamen. Blut und Boden-Verlag, Goslar.
- Mielke, R., Siedlungskunde. J. F. Lehmann, München.
- Moz, K., Blut und Boden. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.
- Nollau, H., Germanische Wiedererstebung. C. Winter, Heidelberg.
- Pacyna, G., Die lebensgesetzliche Bedeutung des Erbhofrechts. Zentralverlag, Berlin.
- Petersen, Dr. W., Von Urväter Art und Tat. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.
- Püge, Immendorfer und Führer, Antisemitismus der Welt in Wort und Bild. Groh, Dresden.
- Rechenbach, Dr. H., Bauernschicksal ist Volksschicksal. Blutsfragen des deutschen Volkes. Reichsnährstands-Verlag, Berlin.
- Reischle, Dr. H., R. W. Darré. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.
- Die deutsche Ernährungswirtschaft. Junfer & Dünnhaupt, Berlin.
- und Saure, Dr. W., Der Reichsnährstand. Aufgaben und Aufbau des Reichsnährstandes. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin.
- Rosenberg, A., Mythos des 20. Jahrhunderts. Eber-Verlag, München.
- Runge, Fr. W., Das Buch des deutschen Bauern. Zentralverlag, Berlin.
- Saure, Dr. W., Das Erbhofgesetz. Reichsnährstands-Verlag, Berlin.
- Schade, Karl, Deutsches Bauerntum. Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen.
- Scheuermann, W., Woher kommt das Hakenkreuz. E. Rowohlt-Verlag, Berlin.
- Schulz, B. R., Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege. J. F. Lehmann, München.
- Stein, Frhr. vom, Sämtliche Werke. C. Heymanns Verlag, Berlin.
- Thiede, Kl., Deutsche Bauernhäuser. Langewiesche, Leipzig.
- Walthar, R. A., Das Langemareckbuch. Langemareckspende der Deutschen Studentenschaft, Berlin N 24.
- Wegener, Rassenhygiene für Jedermann. Steinkopf, Dresden-Leipzig.
- Weigel, R. Th., Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße. Megner, Berlin.
- Willrich, W., Bauerntum als Hege der deutschen Blutes. Blut und Boden-Verlag, Goslar.

Untertländer Bauerngeschichten

Der Leichenbitter

Großmutter erzählte uns folgendes Geschichtchen: Wir hatten Verwandte in Wieblingen bei Heidelberg. Eines Tages kam der uns bekannte Knecht unserer dortigen Freunde mit einem recht betrübten Ge-

sicht und berichtete, daß die Bas gestorben sei. Zu jener Zeit nannten die Dienstboten ihren bäuerlichen Arbeitgeber den „Vetter“ und die Hausfrau die „Bas“; eigentlich der Ausdruck eines recht familiären Verhältnisses. Die Bas war noch eine junge Frau gewesen, und so waren wir arg erschrocken. Wir setzten nun dem Knecht, der als Bote den weiten Weg hatte machen müssen, natürlich ein gutes Essen vor und entließen ihn mit einem anständigen Trinkgeld. Am andern Tage fuhren wir auf unserem Bernerwägelchen traurig

Wieblingen zu. Als wir aber vor dem Hause ankamen, wer machte uns da das Hofstor auf zum Einfahren? Niemand anders als die Bas selbst, die wir begraben wollten. Wir fanden noch mehr Leichengäste vor, die aber alle guter Dinge waren. Das Rätsel löste sich bald. Der Knecht war fortgelaufen, wollte sich unterwegs anständige Zehrung und Reisegeld verschaffen. Zechen wollte er nicht, und so lud er denn unterwegs alle Verwandten seiner Arbeitgeber zum Begräbnis ein. Die Bas nahm die Sache von der heiteren Seite und sagte: „So, jetzt hab ich auch einmal gesehen, wer zu meiner Leich gegangen wär.“ Die Bas ist noch sehr alt geworden.

122

Das verhezte Pfuhsfaß

Der Hannadam will Pfuhs führen in den hinteren Berg. Fast eine halbe Stunde geht's da steil hinauf. „Josef,“ sagt er zum Knecht, „jetzt richtsch du s'Fuhrwerk un ich holl der

Christine ihr zwou Rüh, daß mer unser Vieh net so arig zu ploge brauche.“ Der Hannadam geht fort und kommt später mit den beiden dazu geliebten Rühen zurück. Nun geht's los, vier-spännig wie ein Graf. Die Fahrerei geht auffallend flott vonstatten. „Ja, ja“ meint unterwegs der Hannadam, „Fisch halt im Gebirg e ganz ameri Fahrerei mit vier Rüh, do geht's halt vum Fleck.“ Nach dem üblichen Dreimal-ausschnaufenlassen — das Vieh weiß schon, wann es stehen bleiben darf — kommen sie nach einer guten Dreiviertelstunde im hinteren Berg an.

„Doha! — Josef, zieg de Spunde raus!“ Der Josef stellt sich hinters Faß hin, spreizt die Beine weit auseinander, wickelt vorsichtshalber noch den rechten Armel hinauf, damit er ja nicht versprist wird von dem edlen Nas. Dann wackelt er an dem Spunden, wackelt und wackelt, denn er steckt arg fest drinnen; auf einmal hat er ihn in der Hand. Und heraus schießt — nichts. Der Josef hätte gar nicht so vorsichtig sein brauchen, denn das Faß war lotterleer. Sie machen lange Gesichter und gucken erstaunt durch das Loch in das Faß. „Sa, Josef, hoch dann du to Puhl glade?“ — „Sa, no, i hebb gmont i hr hätt'n glade ghatt.“



„Sinaus in die Ferne“

Lot.



Eine ganz ordnungsmässige Geschichte von Wilhelm Fladt.

Wenn man in der badischen Amtsstadt Emmendingen jemand in den ordnungsrichtigen Verlauf einer Sache verweisen will, dann zitiert man ihm den seligen Izig Stern. Denn „Alles nach der Ordnung!“ pflegte der Izig zu sagen. Die dazu gehörige freundliche Faltung seines Gesichts und die friedliche Geste seiner lieben zwei Hände waren von Jerusalem her in seiner Familie vererbt.

Doch — alles nach der Ordnung! —

Es war selbigenmalen der Amtmann Schloffer in Emmendingen gefessen, ein leibhaftiger Schwager des Herrn Geheimrats Goethe, hat ein streng und gewissenhaft Regiment geführt und hatte an Christen und Juden sich allzeit als ein gerechter Richter erwiesen.

Hatte aber zur selbigen Zeit als ehrlicher Vorstadtbauer auch der Johannes Sodoikus Winterhalter zu Emmendingen gelebt, war durch die Mißernte von anno 1780 in etliche Schwulitäten geraten und hatte sich derohalben zu einem nicht ganz leichten Gang zum Izig entschlossen.

Ob er ihm auf eine ehrliche Handschrift nicht 50 Gulden leihen wolle, war sein gackendes, christliches Begehren.

„Fufzich Gülde!“ buckelte sich ihm das hebräische Stauen entgegen und streckten sich abwehrend die grauen Finger des Izig gegen ihn. „Fufzich Gülde! Waih geschrie! Wo soll ich have fufzich Gülde!“

„Du hasch Geld, Izig!“ beharrte der Handokes. „Wemmer nit hilffsch, schperret mi dr Schloffer ins Schuldloch.“

„Wann ich dr sag, Handokes!“ beteuerte aber der Jude. „Haw ich fa Geld!“

Schon wollte zusammengedrückt der Handokes davonschleichen, da rief ihn der Izig nochmals zurück.

„Handokes!“ sprach er mitleidgerührt. „Will ich dr helfe. Awer muß ich mer selber lehne das Geld beim Schlome. Muß ich em gewe zwelf Perzentcher.“

Wenn ein Bauer in der Beißzange sitzt, dann schrecken ihn auch zwölf Perzentcher nicht und so kam das Geschäft zustande.

„Alles nach der Ordnung!“ hatte der Izig gesagt, denn er mußte erst mit dem Schlome sprechen, mußte dem Schlome eine Handschrift geben und mußte gleichermaßen auch eine Handschrift für den Handokes aufessen.

Alles nach der Ordnung! Am Abend zwischen Licht und Dunkel erhielt der Handokes nach Abzug von 10 Perzentcher Beschaffungspefen sein Kapital, gab dem Izig gegen Empfang von 45 Gulden einen Schuldschein über 50 und versprach, alles an Martini mit 12 Perzentcher Zinsen zurückzugeben.

Alles nach der Ordnung!

Der Handokes hatte Glück. Die 1781er Ernte war selten gut geraten und der Erlös aus Frucht und Rüben brachte der guten Vasen mancherlei, so daß pünktlich an Martini der Handokes beim Izig erschien und 56 Gulden auf den Tisch legte mit der Bitte um Rückgabe der Handschrift. Alles nach der Ordnung, wie der Izig selber gesagt.

„Gott der Gerechte!“ wunderte sich der Jude. „Gebt es noch ehrliche Christelait!“ suchte in allen Kasten und Laden, fand aber die Handschrift nicht. „Haw ich verlegt 's Babierche. Gott der Gerechte, was mache mer? — Handokes, werr ich dr gewe e Quittung. Alles nach der Ordnung! E rechtsgildiche Quittung!“

Und er bescheinigte auf der Rückseite eines ausgedienten Akziszettels, daß er 50 Gulden nebst Zins richtig empfangen habe de dato Emmendingen am Soudsvoielten. Izig Stern.

Der Izig tanenbuckelte ein süßes Kompliment und der Handokos legte die Quittung dabem in die große Wasler Bibel, wo die schönen Bilder drin sind.

Am Sonntag Abend aber schläft der Handokos überm Bibellesen ein, seine Buben blättern den Bildern nach und dabei fällt die Judenquittung heraus. Das Mareile, seine Frau, findet das Papierchen, kann aber nicht lesen und legt es deshalb einstweilen im Hauskasten in die Nebenlade.

Aber kurz oder lang sucht der Handokos das Quittungsding, stößt Blatt um Blatt die Bibel durch, findet aber nicht Zeil noch Buchstab. Er sucht und sucht, fragt Frau und Kinder, — die Quittung ist fort. Die Kinder wissen nichts, die Frau hat kurze Gedanken und kann nicht lesen.

In seiner Treuherzigkeit erzählt der Handokos von seiner verlorenen Quittung beim Abend-schoppen in der Krone. Und der Teufel wills, der Izig erfährt davon.

Kommt also ein paar Wochen darauf der Izig Stern zum Handokos, macht ein ernstfreundliches Gesicht, sagt vom schönen Wetter und der guten Ernte und rückt schließlich heraus:

„Handokos! Alles nach der Ordnung! — Muß ich have mai Geld!“

„Was! — Dei Geld?“ beehrte der Handokos auf. „Ich hab doch an Martini alles auf Heller und Kreuzer bezahlt.“

„Wie haist bezahlt?“ heuchelte der Jude. „Bin ich e ehrlicher Jüd. Wär ich bezahlt, wollt ichs net have noch emol.“

Der Handokos pochte auf die verlorene Quittung, der Izig auf die Handschrift. Die Unterhaltung wurde hisig. Der Jüd flog zur Haustür hinaus — und lief geradeswegs hinüber zum Amtmann Schloffer.

Alles nach der Ordnung!

Der Schloffer zwar kannte seine Pappenbeimer, aber was wollte er machen? Der Jüd hatte den Schuldschein, der Handokos keine Quittung und keine Zahlungszeugen. Der Handokos wurde zur Zahlung verurteilt.

„Alles nach der Ordnung!“ sagte der Izig.

Dem Handokos kochte die Galle bis an den Hals hinauf und in seiner heiligen Christenwut wühlte er in seinem Haus alles zuunterst zuoberst, bis, Gottseidank, zuguterletzt das Judenpapierchen im Hauskasten in der Nebenlade lag.

Nun aber rannte er spornstreichs zum Amtmann hinüber und polterte den Beweis seiner Behauptungen auf den Amtstisch. Der Schloffer, weil er seine Leute kannte, nahm ihm seine Aufregung nicht besonders krumm, sondern hieß ihn, vorerst das Maul zu halten und alles weitere ihm zu überlassen.

Bekam also der Büttel den Auftrag, den Izig auf anderntags um Neune aufs Amt zu laden und derweil drüben am Eichberg einen tüchtigen Haselsteden zu schneiden. Standen nämlich auf Betrug nicht nur Zuchtbaus, sondern auch noch Stockprügel.

Dem Büttel schwante natürlich gleich ein gewisser Zusammenhang zwischen seinen zwei Aufträgen und da Büttel mitunter ein lottriges Mundwerk haben, erfuhr der Stammtisch im Löwen davon und vom Stammtisch her sicherte es so langsam zum Izig hinüber.

Alles nach der Ordnung!

Fuhr es also dem Izig in sämtliche Knochen und Gedärme, feste er sich noch in der Nacht auf die Extrapost und fuhr gen Karlsruhe, wo er sich mit etlichen Ränken und Schwänken einen Gnadenerlaß ergaunerte, der ihm für seine Heldentat wenigstens die gefeglichen Stockprügel schenkte.

Mit zwei Tagen Verspätung erschien er im Emmendinger Amtstermin, steckte zunächst einmal ein amtmännisches Kreuzbageldonnerwetter ein, legte aber dann mit süßsaurem Gesicht den dreifach versiegelten Regierungsbrief vor Seine Gestrengen, den Herrn Amtmann.

„Alles nach der Ordnung!“ wetterte der Schloffer. „Vorgestern das Urteil! Heut der Regierungsbrief! Erst wird das Urteil vollzogen. Dann wird der Brief gelesen. — Heda, Büttel! — Alles nach der Ordnung!“

Und schon hatte der Büttel den Izig am Kragen, drückte ihn mit grobgünstiger Sanftmut auf die Pritsche und zog ihm mit einem nagelneuen Haselsteden 25 so Gutgezählte über die Rehrseite, daß auch nicht ein Datscherchen daneben ging.

„So!“ sagte der Amtmann, als es fertig war. „Alles nach der Ordnung! — Jetzt kommt der Brief!“ erbrach umständlich die drei Siegel und las.

„Heidentanonentuckel, Izig!“ sagte er verwundert. „Die Herren von Karlsruh wollen, daß ich dir die Prügel erlasse. — Tut mir leid! Aber du hast sie schon. — Ist auch eine Handschrift! Du kannst dem Büttel dafür eine Quittung ausstellen. Verliert er sie und du bringst die Handschrift wieder — auf mein Wort! —, so soll er dir das Kapital mit 12 Prozent Zinsen noch einmal bezahlen. Alles nach der Ordnung! — — Marsch! — Nach Bruchsal mit dem Jüd.“

Und der Izig Stern hat im Bruchsaler Zuchtbaus noch überdies ein paar Monate über die bürgerliche Ordnung der Dinge nachgedacht.



Preisrätsel-Wettbewerb

In einen Bauernkalender gehören auch Rätsel. Wenn es dann noch Preisrätsel sind, ist die Freude daran für die Neffen und Nichten des Kalenderontels um so größer. Diese Rätselratererei ist im Winter eine willkommene Beschäftigung auf dem Lande. Man hat etwas, um sich die langen Abende oder auch den Sonntag damit zu vertreiben. Die Rätsel im Bauernkalender haben dabei den Vorzug, daß sie von Hausmacherart sind, nicht zu leicht, aber auch nicht zu schwer, so daß sich möglichst viele Kalenderfreunde damit befassen können. So haben wir es bisher gehalten, und so soll es auch bleiben. Zur Beteiligung am Rätselraten sind auch diejenigen eingeladen, die mehr Glück in der Liebe als im Spiel haben.

1. Bild

2. Bild

